

Unsere Nachbarn

Autor(en): Rolf Niederhauser

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1992

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/347cf318-1f0f-4e0e-8393-9b26fa4d98e5>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Rolf Niederhauser

«Deine berufliche Laufbahn steht doch längst fest, Du wirst das väterliche Geschäft übernehmen.» Diese Äusserung eines Kollegen – es war wohl zur Zeit seiner Lehre als Elektromonteur – sei für ihn eine entscheidende gewesen, hat Rolf Niederhauser einmal erzählt. Denn er habe plötzlich erkannt, dass sein Weg nicht so aussehen könne, dass er im Leben etwas ganz anderes wolle und suche. Auf dem zweiten Bildungsweg holte er die Matura nach und studierte dann Volkswirtschaft und Geschichte.

Es war die Zeit nach 1968. Die moderne Konsumgesellschaft hatte einen ersten Höhepunkt erreicht – und die Jugend zu rebellieren begonnen. Denker wie Adorno und Marcuse galten als geistige Väter der jungen Linken. Ihre Gesellschaftskritik diente auch einem Teil der Schweizer Jugend als Grundlage zu einem Aufbruch, der zu neuen Lebensformen und -inhalten, «Inseln der Zukunft», führen sollte. Kommunen und freie Liebe waren Begriffe, die das «Establishment» schockierten und die gängigen Vorstellungen von Moral und Tugend zu erschüttern drohten. Zusammen mit einer Gruppe junger Leute übernahm Rolf Niederhauser 1973 in Solothurn eine Wirtschaft, um sie genossenschaftlich und in Selbstverwaltung zu betreiben. Als Anarchisten, Linksextreme, Drogensüchtige, Arbeitsscheue galten die jungen Leute vom «Kreuz» damals, dabei wollten sie lediglich «anders», weniger konsumorientiert leben, ihre eigenen Lebensvorstellungen realisieren, die Trennung von Wohn- und Arbeitsbereich, Politischem und Privatem aufheben. Das «Kreuz» wurde bald weit über Solothurn hinaus bekannt, und seit Jahren finden Teile der Solothurner Literatur- und der Filmtage dort statt.

«Ein paar Leute haben es satt, zu warten auf das Ende der blossen Vermutung, dass es bessere Formen menschlicher Gemeinschaft gibt», schrieb Rolf Niederhauser Jahre später in einem Roman. Und seine Erfahrungen hat er 1980 auch in eine Kommission der Sozialdemokratischen Partei eingebracht, die an einem neuen Parteiprogramm arbei-

tete und Selbstverwaltung zu dessen Grundgedanken gemacht hatte.

Erste schriftstellerische Versuche unternahm Rolf Niederhauser bereits während seiner Lehre, und die erste Veröffentlichung 1976 trägt denn auch den Titel «Mann im Überkleid». Als monatlicher Gastkolumnist schrieb er während dreier Jahre für den Zürcher «Tages Anzeiger» die Kolumne «Sperrgut». Im «Magazin» erschienen ebenfalls Texte von ihm, zuletzt sein eindrücklicher Beitrag über Max Frisch und dessen Bedeutung für den jüngeren Schriftsteller. Der Artikel war zu Frischs 80. Geburtstag geplant – es wurde ein Nachruf daraus.

1988 und 1990 verbrachte Rolf Niederhauser mehrere Monate in Nicaragua. Im Schulhaus eines Dorfes fünfzig Kilometer südlich von Managua hat er als Elektriker die Beleuchtung installiert. Die Arbeit war Teil eines internationalen Hilfsprojektes für Nicaragua und die sandinistische Revolution. Am Wahltag brannte das Licht, doch die Sandinisten hatten die Wahl verloren. Im Nicaragua-Tagebuch «Requiem für eine Revolution» schildert der Schriftsteller seine Erlebnisse und Eindrücke.

Für seinen Roman «Nada oder die Frage eines Augenblicks» wurde Rolf Niederhauser 1989 mit dem Preis der Neuen Literarischen Gesellschaft Hamburg ausgezeichnet. Es ist die spannend erzählte Geschichte vom Alltag eines alleinerziehenden Vaters mit seiner fünfjährigen Tochter, deren Gegenwart den Erwachsenen und Erzieher stets von neuem fordert und vor vielerlei Fragen stellt. Niederhausers feine Schilderung lässt einen immer wieder schmunzeln – und macht bisweilen auch betroffen. «Ein hervorragend komponiertes, gut beobachtetes, gescheit inszeniertes Stück Literatur», wie «Die Zeit» darüber schrieb.

(Steff Rohrbach)

Rolf Niederhauser

- | | |
|-----------|--|
| 1951 | in Zürich geboren, Grundschulen und Lehre als Elektromonteur in Solothurn, auf dem 2. Bildungsweg Matura |
| 1973 | Mitbegründer der selbstverwalteten Beizen- und Kulturgenossenschaft «Kreuz», Solothurn |
| 1976–1982 | Studium der Volkswirtschaft und der Geschichte in Basel |
| 1985–1987 | Redaktor der Filmverbandszeitschrift «Cinébulletin» |
| 1988/90 | Reisen nach Lateinamerika, vor allem Nicaragua |
| 1991 | Konzept und Realisierung des Schulprojektes «Welt in Basel» |

Veröffentlichungen u.a.

- 1976 – Mann im Überkleid. Ein Rapport
 1978 – Das Ende der blossen Vermutung
 1980 – Kältere Tage – in sieben Bildern
 1983 – Hrsg. zusammen mit Martin Zingg: Geschichten aus der Geschichte der Deutschschweiz nach 1945
 1987 – Alles Gute – Fussnoten zum Lauf der Dinge 1980–85
 1988 – Nada oder die Frage eines Augenblicks
 1990 – Requiem für eine Revolution. Tagebuch Nicaragua

- 1992 – Wenn der Alltag Schule macht: Welt in Basel, eine Studienwoche für Schülerinnen und Schüler

Auszeichnungen, Förderbeiträge

- 1977 – Werkjahrbeitrag des Kantons Solothurn
 1987 – Werkpreis der Stadt Zürich
 1989 – Werkpreis des Kantons Solothurn
 – Werkpreis des Kantons Bern
 – Preis der Neuen Literarischen Gesellschaft Hamburg

Rolf Niederhauser

Unsere Nachbarn

Marko wird jetzt sechs, aber er weicht immer noch aus, wenn ich ihm auf der Strasse begegne, obwohl er inzwischen meinen Gruss erwidert. Er ist klein, hager, hat ein Spitzbubengesicht, aber noch vor einem Jahr, wenn ich ihn zufällig im Treppenhaus antraf, flüchtete er und zog die Tür hinter sich zu bis auf einen Spalt, durch den er dann misstrauisch hervorblickte. «Sag Salü!», sagte sein Vater, wenn ich den beiden zusammen begegnete, und nachdem er selbst gegrüsst hatte, immer etwas freundlicher als nötig. Doch Marko schwieg und sah bloss hinter den Hosenbeinen des Vaters hervor. Inzwischen spricht er deutsch, ich weiss nicht, wie gut, immerhin geht er in den Kindergarten. Seither kennt er auch ein paar Gleichaltrige, mit denen er spielen kann, aber meistens sehe ich ihn allein. Er ist immer schon viel allein gewesen, auch in der Wohnung, und ich bin nicht der einzige in der Nachbarschaft, der ihn kennt und seinen Namen ruft, wenn man ihn draussen auf dem Balkon sieht. Doch Marko winkt nie zurück, schweigt und versteckt sich hinter der Mauerbrüstung, um von Zeit zu Zeit hervorzuspähen, ob man immer noch da ist. Sein blonder Schopf zwischen den Blumentöpfen –

Warum habe ich das Bedürfnis, von Marko zu erzählen? Ich weiss nichts von ihm! Und als ich vor Monaten den Auftrag annahm, für dieses Stadtbuch etwas zu schreiben mit Bezug auf das laufende Jahr, hat mich zunächst ganz anderes

beschäftigt. 1992, wir wissen, dass vor 600 Jahren, vor 500 Jahren, und so weiter (seltsam, wie sich plötzlich diese Jahrhundertjubiläen häufen...) Und vor 250 Jahren wurde Georg Christoph Lichtenberg geboren, später Naturwissenschaftler in Göttingen, dieser scharfsinnige Beobachter und begnadete Spötter, der aber Basel nie besucht und sich in seinen «Sudelbüchern» also nie geäussert hat zu unserer Stadt, ebensowenig wie Michel de Montaigne, der vor 400 Jahren starb. Ich lese in seinen «Essais», übersetzt und kommentiert vom Basler Historiker Herbert Lüthy:

«Dies hier ist ein aufrichtiges Buch, Leser. Es warnt dich schon beim Eintritt, dass ich mir darin kein anderes Ende vorgesetzt habe als ein häusliches und privates...»

Und mehr als die Frage, wohin seine verschlungenen Gedankenpfade diesen grossen Essayisten wohl heute führen würden angesichts unserer Gegenwart, drängt sich im Blick auf all die Gedenkfeiern die andere auf: ob es in hundert, in zweihundert Jahren noch eine Menschheit geben wird, die unserer Zeit gedenken kann als ihrer Vergangenheit? Wird man je sagen können, dass hier etwas seinen Anfang genommen habe? Eine «Neue Weltordnung»? Ein definitiv vereintes Europa? Eine gerechtere Weltwirtschaft? Ein «ökologischer Umbau des Kapitalismus»? Das «Ende der Geschichte» (nicht im faktischen, bloss im geschichtsphilosophischen Sinn)? Oder doch nur das Ende des Men-

schengeschlechts, über das die Götter philosophieren mögen?

«Die Geschichte», schreibt Herbert Lüthy im Vorwort zu Montaigne, «kennt keine Lösungen, bei denen alles glatt aufgeht wie im Rechenbuch und in den ideologischen Kinderfibeln, sondern nur die Überwindung alter Fragestellungen durch neue, religiöser durch politische, politischer durch soziale, die doch stets nur eine neue Form der alten sind.» Wann hätte einem diese Äusserung mehr einleuchten müssen als nach dem Zerfall des Sowjet-Imperiums und dem Ende des Kalten Kriegs? Selbst die Strategen im Pentagon, als vermeintliche Sieger, sind nicht in der Lage, in ihrem Milchbüchlein einen sauberen Strich unter die Rechnung zu ziehen, zumal darunter nicht einmal sie selbst noch übrigbleiben würden. Eifrig suchen sie, statt eines anderen Jobs, nur neue Felder für ihre zweifelhaften Begabungen. Erst recht aber das Chaos in Osteuropa, das Aufbrechen immer wirrerer Fronten, lassen einen endgültig noch am minimalsten aller geschichtsphilosophischen Konzepte verzweifeln.

Befreiung der Völker? Der Jubel in Südafrika über das Ende der Apartheid hat kaum einen Tag angehalten. – Errichtung der Weltherrschaft? Die USA stehen vor dem wirtschaftlichen Bankrott. – Siegeszug der Freien Marktwirtschaft? Selbst von den dürftigen Kompromissen am Umwelt-Gipfel in Rio ist kaum die Einsicht geblieben, wie sehr sich täglich die Kluft vergrössert zwischen der politischen und industriellen Praxis und den Lippenbekenntnissen zur «Rettung unseres Planeten»...

Die dringenden Forderungen sind bekannt, technische Möglichkeiten immerhin erschlossen, doch zu ihrer Durchsetzung werden wir uns – vorausgesetzt, es ist nicht ohnehin zu spät – noch einiges einfallen lassen müssen. Ja, selbst Herbert Lüthys vorsichtige Formulierung erscheint unter diesen Umständen wie der blanke Euphemismus. Stehen wir nicht längst vor der Frage, ob wir vor unüberwindbaren Fragestellungen stehen?

Ich sass, es war Mitte Juni, auf der hölzernen Terrasse der kleinen Wirtschaft am Wiesenbach und sah zu, wie weiter oben, wo sie das Wasser hinter einem Wehr gestaut haben, eine Gruppe

von Männern Indianer spielte. Mit nackten Oberkörpern, tätowiert, eine kühle Kiste Bier im Wasser, und unbekümmert um die Warnungen der Ärzte und Apotheker vor den Gefahren jeder Sonnenbestrahlung, sassen sie um ihr Lagerfeuer und warfen mit Lanzen, Tomahawks und Wurf Pfeilen auf eine hölzerne Scheibe, nicht sehr geschickt, aber vergnügt, dabei eher gelangweilt, aber unermüdlich. Hautkrebsrisiko hin oder her: was wäre ein Indianer ohne nackten Oberkörper! Hie und da holte einer die Kiste Bier aus dem Wasser, WARTECK, was dem Gefühl, da draussen für Stunden den Zwängen der Zivilisation entronnen zu sein, offenbar keinen Abbruch tat. Später gesellte sich sogar eine Frau zu der Gesellschaft, wenn auch nicht als Squaw verkleidet, sondern im Bikini unter den Jeans, die sie auszog. Und ich trank mein Mineralwasser und dachte an Don Cristobal Colón, der vor 500 Jahren mit seiner Entdeckungsreise den Grundstein legte für ein neues Menschenbild: das Bild des zivilisierten Bürgers, der sich selbst am deutlichsten in seinem Gegenbild erkennt, dem edlen oder grausamen Wilden, je nachdem.

Von Rousseau bis Hollywood hat kaum eine Figur die Phantasien des Abendlandes so sehr beschäftigt. Ob Psychologe oder Polizeinspektor: keine Vorstellung scheint uns so selbstverständlich wie die, dass in der Kluft eines jeden Bankangestellten ein Kannibale im Lendenschurz stecke, im Herzen jedes Anthroposophen ein wilder Mediziner, in jedem Verwaltungsratspräsidenten ein Neandertaler und in jedem Milchmann ein primitiver Unhold. Der Rest ist Erziehung, Tünche, Verdrängung, historischer Fortschritt oder Repression – je nach Fakultät oder Redaktions-Ressort.

Und in dem Mass, in dem die wirklichen Indianer ausgerottet wurden, tauchte im Herzen unserer Zivilisation ihr romantisches Spiegelbild auf: der tapfere, edle, naturverbundene, aber auch der unbändige, von keinen Zivilisationsfesseln geknebelte Mensch. Dass es sich dabei um eine Halluzination handelt, in der sich unsere Wunsch- und Alpträume spiegeln, liegt auf der Hand. Aber weder die Marxsche Geschichtshoffnung mit ihrem Konzept einer «Urkommunistischen Gesellschaft», noch die Freudsche Psychologie mit ihrem Postulat einer

«Triebnatur des Menschen» waren vor dieser Fata Morgana gefeiert. Selbst Michel de Montaigne, ein knappes Jahrhundert nach Kolumbus, schrieb:

«Hätte ich mich unter jenen Völkern befunden, von denen man sagt, dass sie noch unter der sanften Freiheit der ersten Naturgesetze leben, so versichere ich dir, dass ich mich darin sehr gern ganz und gar abgebildet hätte, und splitternackt.»

Ja, unsere Sehnsucht, in diesen Schoss der Natur zurückzukehren, unser Bedürfnis nach der Einfachheit, oder, wie Max Frisch es vor fünfzig Jahren in den «Schwierigen» formuliert hat: die Sehnsucht nach der Gewalt...

Das Spiel der jungen Männer auf jener Wiese war allerdings harmlos und – von mir aus gesehen, der ich im Schatten sass – naiv in einem nicht sehr geschichtsphilosophischen Sinn. Ihre läppische Vorstellung von Männlichkeit! Undenkbar freilich, ohne jene Entdeckungsreise vor 500 Jahren! Und dabei fiel mir ein, dass ich einmal gelesen habe, wie Julius Cäsar sich darüber wunderte, dass die Germanen nach irgendeiner Niederlage geheult und geweint haben wie alte Weiber...

Aber immerhin, dachte ich, hatte dieses kindische Indianerspiel das Gute, dass es nichts beitrug zum Bruttosozialprodukt, das wir als Studenten (der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften) oft der Einfachheit halber Brutalprodukt genannt haben, und das zum Mythos und Motor unserer unbändigen Zivilisation geworden ist. Die Paradoxie ist bekannt, dass jeder Autounfall, jeder Wüstenkrieg und jeder atomare GAU, indem er sich in zahlreichen Buchhaltungen niederschlägt, seinen Beitrag zu diesem Brutalprodukt leistet. Ja, selbst ich, dachte ich, indem ich hier sitze und über diesen Aufsatz nachdenke, leiste, wenn er zustande kommt, meinen Beitrag dazu. Ich trage schreibend zu einem Dilemma bei, das ich schreibend zumindest in Frage stellen können müsste.

Nur konnte es natürlich auch sein, dass mir gar nichts einfallen wollte! Und ich spürte, wie schwierig es wäre, dies zuzugeben und auszuhalten. Auch ich gehöre ja zu denen, die bisweilen durch Arbeitseifer ihre Melancholie verscheuchen! Und ich versuchte mir vorzustellen, was nun wäre, wenn mir diesmal tatsächlich

nichts einfallen sollte, weder zur Weltausstellung in Sevilla noch zu Lichtenberg und seiner Zeit (– er hat die Französische Revolution als «Werk der Vernunft» begrüsst, ist aber von Anfang an über ihre Gewalttätigkeit verzweifelt, bis er schliesslich notierte: «Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser wird, wenn es anders wird. Aber soviel kann ich sagen: Es muss anders werden, wenn es besser werden soll») – und erst recht nichts zu dieser Feier des Zusammenschlusses von Gross- und Kleinbasel vor 600 Jahren, wozu ja nicht einmal den zuständigen Behörden etwas eingefallen ist.

Was aber, dachte ich, wenn wir uns nun an den Gedanken gewöhnen müssten, dass uns eines Tages wirklich nichts mehr einfallen wird, dass uns allen einfach nichts mehr einfallen wird, oder erst, wenn es definitiv zu spät ist?

Und ich blätterte in Lichtenbergs Aphorismen und las: «Lieber Freund, du kleidest deine Gedanken so sonderbar, dass sie nicht mehr aussehen wie Gedanken...» Ich schlug das Buch zu, nahm mein Velo, das am Waldrand stand, und radelte heimwärts. Und später, als ich immer noch sinnierend auf dem Balkon stand, sah ich Marko, sein Kinn auf die Mauerbrüstung gelegt und ein Seifenblasen-Röhrchen in der Hand.

«Tschau!» sagte ich von Balkon zu Balkon – Er blickte nur kurz herüber, blies dann still und stolz eine Seifenblase und sah – wozu er sich hinter der Mauerbrüstung vermutlich auf die Zehenspitzen stellen musste – zu, wie sie sanft durch die Luft tanzte. Er sah nochmal zu mir und sagte unerwartet: «Schau!» Und er machte dann weitere Seifenblasen, die er in seinem Drahtinglein wieder aufzufangen suchte, bevor sie bläulich schimmernd in den grauen Hof hinab schwebten.

Ich bin jetzt vierzig und habe schon in vielen Häusern gewohnt. Warum schlägt die Freiheit, die langersehnte, so rasch in Gewalt und Zerstörung um?

Von zuhause weg, mit zwanzig, habe ich in der Altstadt eine Wohnung gefunden zwischen Warenhausetagen, Büros und Lagerräumen, also ohne Nachbarn weit und breit. Dann habe ich jahrelang in Wohngemeinschaften gelebt, also mit lauter Gleichgesinnten entschlossen, ande-

re Lebensformen zu verwirklichen, bestimmt durch offene und persönliche Begegnungen anstelle der gesellschaftlichen Förmlichkeiten. Später, in einem vierstöckigen Abbruchhaus, war ausser mir nur noch ein spanischer Arbeiter einquartiert, der mir abends, wenn er betrunken war, manchmal Bilder von seiner Familie zeigte, Fotos aus Cádiz und von einem Neubau, der einmal sein Haus werden sollte –

Auch ich bin auf dem Land aufgewachsen. Doch bilde ich mir ein, dass ich lieber in der Stadt lebe. In einem ganz gewöhnlichen Mietshaus indes, wo die Nachbarn voneinander kaum die Namen kennen, die auf den Briefkastenschildern stehen, lebe ich jetzt zum erstenmal. Seit drei Jahren – und nun bin ich im Begriff, wieder auszuziehen, da ich vor kurzem eine Einladung erhalten habe nach Amerika...

Im Parterre links wohnt eine junge Frau, die ihre Katzen über alles liebt. Sonst, scheint mir, kennt sie niemanden. Sie arbeitet in einem Altersheim und alle paar Wochen wieder geht sie an Krücken, weil sie den Fuss verstaucht hat, einmal den linken, einmal den rechten, oder eine Sehne, einen Muskel gezerzt. Es war mir lange peinlich, dass sie Angst zu haben schien, wenn sie mir im Haus, vor allem abends, begegnete, aber auch meine Freundin stellte fest, wie sie sich bei jeder Begegnung beeilte, in ihre Wohnung zu kommen. Das brauchte uns weiter auch nicht zu stören, würde nicht, vor allem an schwülen oder regnerischen Tagen, ein säuerlicher Gestank von ihren Haustieren bis zu uns heraufdringen. Und inzwischen weiss ich das eine und andere von ihr, sie hat ihre Schüchternheit etwas überwunden, doch auf den Katzensgestank sie anzusprechen, habe ich bislang nicht gewagt –

Ihr gegenüber wohnt ein italienisches Ehepaar, freundliche Menschen, die Frau sogar herzlich, sodass wir uns gelegentlich im Hof unterhalten, obwohl mein Italienisch noch schlechter ist als ihr Deutsch. Sie arbeiten beide, und vor allem er, ein älterer Herr in tadelloser Kleidung und mit graumeliertem Haar, ist ausgesprochen höflich – aber zu tun haben wir auch mit ihnen nichts.

Wir haben mit niemandem im Haus zu tun. Nicht mit den Hauswartsleuten (die ich, rein akustisch, beide schlecht verstehe) und nichts

mit dem jungen blinden Mann, dem ich einmal ein Paket nach oben bringe, das der Pöstler bei den Briefkästen im Flur hat stehen lassen. Auch von der alten Frau, die bald neunzig wird und am Stock nur mit Mühe noch bis zum nahen Konsum gehen kann, wissen wir wenig. Wenn man sie auf der Treppe einholt, tritt sie freundlich beiseite, um die Jüngeren vorbeizulassen. Und alle haben ihr schon Hilfe angeboten, die sie auch gern annehmen wird, sagt sie, wenn sie sie einmal brauchen sollte. Aber vor allem ist sie froh um jede Hilfe, die sie noch nicht braucht. Eine Seele von Mensch! Eindrücklich, wie sie ihr Alter meistert! So anders als die andere Mieterin, deren Wohnung nun fast ein Jahr schon leersteht, seit man sie eines Abends ins Krankenhaus gebracht hat –

Was heisst Nachbarschaft?

Hie und da verbindet uns der Ärger über eine Mietzinserhöhung. Man überlegt sich ein gemeinsames Vorgehen, das dann zwar nicht zustande kommt, uns aber für einige Tage verbindet. Und nur die jungen Türken im vierten Stock sagen von Anfang an, dass sie Angst hätten, sich an einem gemeinsamen Protest zu beteiligen –

Sonst aber haben wir nichts mit unseren Nachbarn zu tun – auch mit Markos Eltern, die direkt gegenüber wohnen, nicht weniger, als mit allen andern.

Und dass wir jedes Wort aus ihrem Wohnzimmer hören, auch wenn wir kein Wort verstehen, vor allem, wenn Besuch da ist, aber auch wenn die Mutter mit Marko schimpft, bis er heult, und dass die Wände zu dünn sind, ist nicht ihre Schuld. Ich habe Mühe mit der Höflichkeit von Markos Vater, die ich stets übertrieben finde, Höflichkeit an der Grenze zur Heuchelei, finde ich, was ich nicht leiden kann in einem Grad, der mich zweifeln lässt an meiner grundsätzlichen Bereitschaft zur Toleranz: dies alles ist mein Problem und nicht das ihre.

Die Wände sind zu dünn, soviel steht fest.

Das hat sogar die Hausverwaltung eingesehen, die eine Schallisolation einbauen liess.

Trotzdem bleibt die Frage: Ist man am Ende doch ein Nationalist?

Andere haben Mühe mit Türken, Tamilen, mit Schwarzen oder mit Indianern, denen gerade deswegen meine Sympathie gehört. Ich gefalle

mir darin, mich solidarisch zu fühlen mit all diesen Fremden, weil ich mich selbst oft genug als ein Fremder fühle hier. Und ich freue mich, wenn ich die türkischen Kinder im nahen Park spielen sehe, während ihre Mütter oder Väter auf den Bänken sitzen. Ich freue mich über ihre bunte Lebendigkeit. Denn noch vor einem Jahr war dieser Park wüst und leer. Niemand hatte Lust, sich dem Gedröhn und Gestank der Autokolonnen auszusetzen, die unablässig daneben über die Dreirosenbrücke donnern. Und ausser der seltenen Saatkrähe, die nur an wenigen Orten in der Schweiz noch zu finden ist, und die ausgerechnet – weiss der Kuckuck warum – in diesem Pärklein nistet: ausser diesen grossen Vögeln hat sich niemand an diesem Ort niedergelassen.

Nun, seit einigen Monaten plötzlich, wird er belebt von Buben, die Velo fahren, von türkischen Frauen, die schwatzen, von Spaniern, Tamilen, die Fussball spielen –

Ich denke nicht, dass ihnen Lärm und Gestank weniger ausmachen als mir – sie sind bloss lieber hier als nirgendwo. Und dazu fällt mir die Äusserung jenes Weltbank-Direktors ein, der kürzlich behauptete, die Dritte Welt sei, ökonomisch gesprochen, «unterverschmutzt», weil die Menschen dort andere Wertvorstellungen hätten. Denn wer vom Hunger bedroht sei, den kümmere die Luftverschmutzung wenig, deren Spätfolgen er ohnehin nicht erleben werde, was einer gewissen Logik nicht entbehrt.

Doch was hat das alles mit Marko zu tun?

Der menschliche Geist, schreibt Michel de Montaigne, «beschäftigt man ihn nicht mit einem bestimmten Gegenstand, der ihn zügelt und beschwert, wirft sich regellos hierhin und dorthin ins grenzenlose Feld der Einbildungen...».

Als wir vor drei Jahren hier einzogen, waren Markos Eltern noch Jugoslawen. Einmal hat mich der Vater zu einem Sliwowitz eingeladen, doch hatten wir uns auch da nicht viel zu sagen. Er war Lehrer an einer Schule, die der jugoslawische Staat bezahlte, und später haben wir ihm bei einer Stellenbewerbung geholfen.

Vielleicht habe ich es Markos Mutter übelgenommen, dass sie sich schon kurz nach unserem Einzug bei der Hauswartin beschwerte, dass wir

das Treppenhaus nicht sauber genug putzen. Und ich habe es nie geschafft, mit ihr darüber zu reden, aber wichtig ist das nicht. Inzwischen hat die Verwaltung eine Reinigungsfirma angestellt, sodass der Streitpunkt hinfällig geworden ist.

Dass Marko ihr manchmal auf die Nerven geht, das kann ich verstehen und meine zu wissen, was es heisst, Tag für Tag in einer Zweizimmerwohnung mit einem Kind allein zu sein. Ausser einer Freundin, die manchmal zu Besuch kommt, scheint auch sie niemanden zu kennen. Trotzdem ärgert mich ihr Gekeif hier und da, und Marko tut mir leid –

Einmal kam sie mir mit ihm auf der Treppe entgegen. Wir grüssten, während Marko sich hinter ihrer Schürze versteckte. Und dass er mir, ohne dass sie es bemerkte, die Zunge herausstreckte, habe ich ihm nicht übelgenommen. Ich grinste und streckte, hinter dem Rücken der Mutter, meinerseits die Zunge heraus.

Ein andermal, da er mit andern jugoslawischen Kindern vor dem Haus war, beschimpfte er mich, um sich vor den andern wichtig zu machen: er konnte nicht wissen, dass ich soviel serbokroatisch gerade noch verstehe. Ich sagte, dass er das bleiben lassen soll.

Immerhin kam es einmal auch zu einem kurzen Gespräch, als er, auf der Treppe sitzend, einen Prospekt mit Computerspielen anschaute: erst nickte er nur auf meine Fragen, aber dann fing er sogar zu reden an –

Marko ist nun einmal ein verschlossenes Kind. Und wenn ich durch den Park gehe, sehe ich ihn abseits des Gewimmels in einer Ecke im Gras sitzen, neben sich auf dem Boden sein neues Velo: es ist auch für andere schwierig, Kontakt zu ihm zu bekommen.

Was ich mit all dem meine?

Bei Michel de Montaigne lese ich einen Satz, für den ich noch vor kurzem wenig Verständnis gehabt hätte:

«Nichts bedroht den Staat ärger als Neuerungen: schon die Änderung allein gebiert Ungerechtigkeit und Tyrannei... Eine so gewaltige Masse umschmelzen und einen so grossen Bau in den Grundfesten umwälzen wollen, das ist ein Unterfangen für Leute, die auslöschen, was

sie reinigen wollen, und die Krankheiten austreiben durch den Tod.»

Das war zweihundert Jahre vor der Französischen Revolution!

Montaigne, Zeuge der Reformationswirren in Frankreich, wusste wovon er sprach. Doch ging er als Zeitgenosse von Thomas Morus, dem Verfasser von «Utopia», noch weiter:

«Dieser grosse und lange Streit über die beste Form der menschlichen Gesellschaft... ist ein Gezänk, das höchstens zur Übung unseres Verstandes dienen kann.»

Nein, ich plädiere nicht für Konservatismus. Diese Bemerkungen stimmen nachdenklich gerade auch im Blick auf die Umwälzungen, die Michail Gorbatschow in Russland einleitete, und die auch von den Konservativen im Westen begrüsst wurden!

Ich erinnere mich nur, dass ich vor Jahren an einem neuen sozialdemokratischen Programm mitgearbeitet habe, das auf der Selbstverwaltungs-Idee gründete, und ich lese darin:

«Jugoslawien hat im Gegensatz zum Sowjetsystem mit seinem Experiment einer gesellschaftlichen Selbstverwaltung einen bedeutsamen Versuch in Theorie und Praxis auf dem Weg zu einer sozialistischen Gesellschaft unternommen. Noch hat dieser Versuch nicht überall zu den gewünschten Resultaten geführt, und die Demokratisierung ist ungenügend, weil auch hier noch eine Monopolpartei leninistischen Charakters tonangebend ist. Aber wir werden die Entwicklung des jugoslawischen Modells im Auge behalten müssen.»

Das alles hat mit unseren Nachbarn nichts zu tun!

Nur zufällig habe ich einmal gehört, wie Markos Vater lachend zu jemandem sagte, sie seien keine Serben, oh, gewiss nicht, sie seien Kroaten! Dabei weiss ich nicht einmal, ob und wie sehr der Krieg in ihrer Heimat unsere Nachbarn beschäftigt. Ich habe nie gefragt, aus welcher Gegend des Landes sie kommen, und jetzt ist es endgültig zu spät dazu.

Ich stelle nur fest, dass die Schwierigkeiten, die wir mit unseren Nachbarn haben, zufällig jenen Schwierigkeiten gleichen, die alle Europäer mit ihren jugoslawischen Nachbarn jetzt haben: wir wissen sehr wenig von ihnen, und jetzt ist es zu spät, das Versäumnis nachzuholen.

Wären sie Türken, Tamilen oder Schwarze, sie könnten bei mir mit einem Sympathievorschuss rechnen, genauso wie andere ihnen eben deswegen mit Ablehnung oder Hass begegnen würden. Weil sie aber Jugoslawen sind, fallen sie aus allen Denk-Rastern heraus, an die wir uns in den letzten Jahren gewöhnt haben. Sie hatten keinen Platz in unserem Denken, und jetzt ist es zu spät, ihnen Platz einzuräumen, und sie legen wohl auch wenig Wert darauf.

Wie jäh und bedrohlich in einem zivilisierten Staat die Barbarei hervorbrechen kann, das unbändige Wilde, ob wir es roh oder edel finden wollen: zu dieser Einsicht kommt Europa nicht zum erstenmal. Doch hilft uns das auch nicht weiter.

Bundesrat Ogiš öffentliche Äusserung, dass die Jugoslawen an ihrem Chaos selbst schuld hätten, war nicht bloss diplomatisch ungeschickt, aber «ehrlich», wie er selber meinte, sondern nur dumm. Er hat nicht ausgesprochen, «was viele Schweizer denken», sondern nur, wie wenig wir denken.

Auch ich habe lange nicht wahrgenommen, welcher Irrsinn sich im Süden Europas anbahnte. Ich habe nur bemerkt, wie die Meldungen der Tagesschau mich verwirrten, später ärgerten und schliesslich langweilten: weil mir einfach nichts dazu einfiel.

Und dazu fällt mir ein, wie ich kürzlich am Rheinufer spazieren ging und eine Bekannte auf einem Bänklein sitzen sah. Sie war müde, traurig, etwas verwirrt. Sie hatte vor Wochen eine Arbeit abgeschlossen und wusste seitdem nichts anzufangen mit sich. Nichts konnte sie im Augenblick begeistern, sie fühlte sich leer, und das machte sie nervös. Wir plauderten und sahen gelangweilt zu der Gondel hinüber, die sie zur 600-Jahrfeier von Gross- und Kleinbasel über den Rhein gespannt haben, gerade über der Fähre (auf die die Basler sonst so stolz sind!) – eine absurde Installation.

Ob es stimme, dass diese Gondel eine Million gekostet habe?

Ich wusste es auch nicht.

Als ob es nichts dringlicheres zu tun gäbe in dieser Stadt!

«Siehst du», sagte ich, «sei froh, dass du den Mut hast zu deiner Melancholie. Denn wenn einem nichts mehr einfällt und man trotzdem

etwas tut, dann kommt so eine Gondel dabei heraus.»

Sie lachte –

Und am Abend – ich glaube, es war an dem Abend –, stand ich im Dunkeln auf dem Balkon, während schräg gegenüber ein paar Nachbarn bei Kerzenlicht sassen und plauderten, und plötzlich hörte ich jemanden rufen oder schreien. Die Nachbarn hatten es wohl nicht gehört, aber ich sah, wie Marko sich hinter sei-

ner Balkonmauer duckte. Er kam dann langsam hervor, eine Spielzeugpistole in der Hand. Er zielte damit auf die Nachbarn und sagte: Peng! Doch die Nachbarn im Kerzenschein hörten auch diesmal nichts.

Nein, dachte ich, das kannst du nicht erzählen, das wäre allzu billig –

Jetzt habe ich es doch erzählt.

Ich meine aber, ohne etwas damit zu meinen – Übermorgen gehe ich nach Amerika.